

Eberhard Fritz schildert in seinem Beitrag zu „Migrationsbewegungen aus den Alpen nach Oberschwaben im 17. und 18. Jahrhundert“ (S. 14-25) die Motivlage der Alpenbewohner und die Situation in Oberschwaben: So baute die Arbeitsmigration der Schwabekinder auf einer jahrhundertealten Tradition intensiver Beziehungen zwischen dem nördlichen Alpenraum und Oberschwaben auf. Die ökonomisch deklassierten Bewohner der Alpentäler nutzten diese Form der „speziellen Migration“, um „dem Bevölkerungsüberdruck in den kargen Berggegenden ein Ventil zu verschaffen“ (S. 24). In Oberschwaben hingegen füllten die Schwabekinder diejenigen Arbeiten aus, die die einheimischen Kinder „entweder aus Statusgründen oder aufgrund der Schulpflicht“ (ebd.) nicht leisten konnten oder sollten.

Andreas Schmauder etwa zeigt in einem Beitrag zum „Hüttekindermarkt in Ravensburg“ (S. 82-89) nicht nur die Praxis des „Abhandelns“ und „Vermarktens“, sowie die Arbeits- und Lohnbedingungen der Kinder, sondern kann auch nachweisen, dass zur Mitte des 19. Jahrhunderts, auch unter dem Einfluss der Revolution von 1848 vehemente Kritik am „Sklavenmarkt in Ravensburg“ (S. 88) aufkam.

In den 1950er Jahren kamen die letzten Schwabekinder auf die Höfe Oberschwabens. Sechs Jahrzehnte, nachdem die letzten Kinder auf Wanderschaft gehen mussten, befassten sich die beiden von der EU durch das Interreg IV-Programm „Alpenrhein-Bodensee-Hochrhein“ geförderten Projekte „Die Schwabekinder“ und „Der Weg der Schwabekinder“ mit diesem historischen Phänomen der Arbeitsmigration von Kindern. 27 Museen, Archive und Kultureinrichtungen in fünf Ländern – Österreich, Italien, Liechtenstein, Schweiz und Deutschland – bieten seit 2012 diverse Ausstellungen an.

Auf der Internetseite www.schwabekinder.eu können zusätzlich Aufsätze, interaktive Wegekarten und eine Datenbank genutzt werden, um das Leben, Arbeiten und Schicksal der Schwabekinder nachzuverfolgen.

Simon Palaoro

Andrea Hoffmann: Schnittmengen und Scheidelinien. Juden und Christen in Oberschwaben (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde 110). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V. 2011; 327 Seiten, 22,00 EUR

Das Verhältnis von Juden und Christen während der Zeit des Nationalsozialismus ist ein viel beachtetes und gut erforschtes Thema. Die Beziehungen von Juden und Christen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert sind hingegen erst in den letzten Jahren in den Fokus der Wissenschaft gelangt. Andrea Hoffmann fragt daher in ihrer Untersuchung über Juden und Christen in Oberschwaben nach Kontinuitäten, Brüchen und Rissen in den Beziehungen von der rechtlichen Gleichstellung der Juden in den 1860er Jahren bis zum Hitler Putsch 1923 und der damit einhergehenden Radikalisierung der politischen Konflikte. Es ist eine Zeit, in der sich durch die rechtliche Gleichberechtigung der jüdischen Bevölkerung viele Aspekte im Alltagsleben der Konfessionen, besonders im politischen und wirtschaftlichen Bereich, verändern.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht das Rabbinat Buchau, eine der ältesten und größten jüdischen Gemeinden Württembergs. Daneben wirft Hoffmann immer wieder kurze Seitenblicke nach Laupheim und nach Ulm sowie auf übergeordnete Vorgänge im Königreich Württemberg und ab 1871 im Deutschen Reich. Anhand des alltäglichen Lebens von Juden und Christen in der oberschwäbisch, katholisch geprägten Kleinstadt Buchau untersucht die Autorin die Schnittmengen und das Ausgrenzende in den Beziehungen der beiden Bevölkerungsgruppen. Die alltäglichen Berührungspunkte sind in vier Kapitel gegliedert und reichen

vom Alltag der Konfessionen über wirtschaftliche Beziehungen zwischen Juden und Christen, der politischen Teilhabe, bis hin zu Berührungspunkten im Privaten.

Nachdem das Judentum in den 1828 Jahren zur Konfession erklärt und eine „Israelitische Landeskirche“ eingeführt worden war, lebten im Königreich Württemberg 8.300 Juden, davon 359 in dem strikt katholischen Buchau. Eine Besonderheit der Stadt am Federsee war die konfessionelle Aufteilung der Bürgerschaft. Im protestantisch geprägten Württemberg stellten sowohl die katholische Mehrheit der Stadt als auch die jüdischen Bewohner eine Minderheit dar. Dies bewegte beide Konfessionen nach Meinung Hoffmanns dazu, nach außen einen Schulterschluss zur Schau zu tragen, der einerseits dem eingeübten Miteinander entsprang, andererseits sich aber auch aus der geteilten Unterdrückungswahrnehmung als konfessionelle Minderheit speiste. Juden waren in Buchau nicht frei, aber sie konnten in der oberschwäbischen Kleinstadt wohnen und eine Religionsgemeinschaft unterhalten. Im Kapitel über das Miteinander der Konfessionen arbeitet Hoffmann sehr schön das Missverhältnis zwischen einem fast schon offiziellen Verhaltenscode, bestehend aus einem Dauerbekenntnis zum friedlichen und guten Verhältnis der Konfessionen und den unterschwellig oft nur kircheninternen Äußerungen heraus, die in Hass und Judenfeindschaft ausarteten. Es fällt auf, dass die schärfsten antisemitischen Vorurteile von Würdenträgern der katholischen Kirche verbreitet wurden.

Verständlich ist im zweiten Kapitel die Fokussierung auf das Wirtschaftsleben, in dem Juden oftmals besonders wahrgenommen wurden. Erst die Gewerbefreiheit von 1864 brachte die gewerbliche Freizügigkeit und ermöglichte den Juden in Buchau die ökonomische Entwicklung der Kleinstadt voranzutreiben. Viele der Buchauer Juden kamen über den von ihnen seit Jahrhunderten ausgeübten Handel in die industrielle Fertigung. Sie waren besonders im Textilgewerbe und der Bekleidungsindustrie führend und schafften eine Vielzahl von Arbeitsplätzen. In Buchau, wo die Ghettopflicht 1818 aufgehoben worden war, waren die Juden in alle Bereiche der öffentlichen Struktur gut integriert. Ihr Aufstieg im wirtschaftlichen Leben der Stadt vollzog sich daher im 19. Jahrhundert schnell. In den direkten Arbeitsbeziehungen waren die Juden beliebte Arbeitgeber. Sie waren auch führend bei der Förderung neuer Technologien, wie der Eisenbahn, dem Telefon und der Verlegung von Stromanschlüssen. Dies bewahrte die jüdische Bevölkerung allerdings nicht vor antisemitischer Agitation der wirtschaftlichen Konkurrenz und besonders des württembergischen „Schutzvereins für Handel und Gewerbe“. Die Arbeit zeigt, dass unter der wirtschaftlichen Konkurrenz die Judenfeindschaft am stärksten ausgeprägt war. Sie drückte sich in überkommenen Stereotypen aus.

Die politische Teilhabe mit aktivem und passivem Wahlrecht wurde den Juden erst durch das Gesetz „betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen“ von 1863 gestattet und war unter der Bevölkerung sehr umkämpft. Durch die Ereignisse von 1848 rückten die Konfessionen politisch zusammen und den Juden wurden in Buchau seit 1850 zwei Gemeinderatssitze gebilligt. Seitdem waren die Juden in der Stadt stets in öffentlichen Gremien vertreten. Dabei wurden sie aber sehr kritisch gesehen. In Buchau verliefen laut Hoffmann nichtdestotrotz die politischen Konflikte nicht nach Konfession, sondern nach Grundeinstellung. Antisemitische Äußerungen in der Buchauer Politik wurden mit Distanzierung und Nivellierung beantwortet.

Zum Schluss der Untersuchung widmet sich Hoffmann den Berührungspunkten von Juden und Christen im privaten Alltag. Für Buchau ist zu beobachten, dass die Vermischung des Wohnraums im 19. Jahrhundert und die hierdurch entstehende Nachbarschaft oder Mietverhältnisse zu neuen Formen der Begegnung führten. Der Blick auf in Buchau kaum geschlossene Mischehen sowie Trauerrituale bietet hingegen wenige Erkenntnisse.

Der Autorin ist es mit ihrer Arbeit gelungen, ihre selbst formulierte Prämisse, keine Antisemitismus-Forschung zu betreiben, sondern die Alltags- und Beziehungsgeschichte des

Miteinanders, Nebeneinanders und Gegeneinanders zu untersuchen, einzuhalten. Die Untersuchung zeigt deutlich, dass judenfeindliche Ressentiments stets verdeckt geäußert wurden. Sie äußerten sich in verschiedenen Formen und waren nach Meinung der Autorin „polymorph, anpassungsfähig und jederzeit abrufbar“. Trotz des sich in Buchau temporär zeigenden unterschweligen Antisemitismus empfanden die jüdischen Buchauer das Verhältnis zur christlichen Mehrheit überwiegend harmonisch. Der Ablauf nach antisemitischen Anschuldigungen folgte immer dem gleichen Muster. „Auf judenfeindliche Anwürfe, die öffentlich bekannt wurden und um die sie eine über den Kreis der unmittelbar Betroffenen hinausgehenden Auseinandersetzung entspann, folgte fast schon ritualisiert die Anrufung des örtlichen Friedens und des konfessionellen Friedens in der Stadt.“

Die Autorin zeigt in ihrem Werk, wie tief verwurzelt in einigen Lebensbereichen das Gegeneinander der Konfessionen war, aber auch wie solches Verhalten von der Mehrheit der Bevölkerung in Buchau zumeist nicht akzeptiert wurde. Das Buch stellt daher einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des christlich-jüdischen Verhältnisses im 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts dar.

Marc Spoh

Brigitte Rieger-Benkel/Eveline Dargel/Heinrich Frey (Hg.): Fritz Mauthner und Harriet Straub in Meersburg – ein ungewöhnliches Paar im Glaserhäusle. Tagungsbeiträge von Meersburg 2011; 96 S., 9,90 EUR

„Meersburg aber schätzt seine großen Toten, wenigstens soweit sie zur Vermehrung des Fremdenverkehrs beitragen.“ Diese kritische, ja bittere Äußerung der Schriftstellerin Harriet Straub mag einem einfallen, wenn man den Tagungsband „Fritz Mauthner und Harriet Straub in Meersburg“ in die Hand nimmt. Anlass für die Tagung, die im Oktober 2010 stattfand, war die 100. Wiederkehr der Hochzeit von Fritz Mauthner und Harriet Straub; im Jahr zuvor, 1909, hatten sie das Glaserhäusle erworben, hoch oben über dem See, jene „Schenke am See“ der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Ob man sich bei den Verantwortlichen dachte, die Tagung könne „zur Vermehrung des Fremdenverkehrs beitragen“ – ? Der Tagungsband selber lässt andere Motive kaum erkennen.

Mag es generell problematisch sein, Tagungsbände in der gebotenen Kürze anzuzeigen, so hier ganz besonders, da die Beiträge so unterschiedlich sind, dass schwer ein gemeinsamer Nenner zu finden ist. Da gibt es den familiären Beitrag von Monika Taubitz, der darüber aufklärt, welche Gegenstände Marga Eschbach dem Stadtmuseum Meersburg schenkte (S. 31-32); oder die fast unkommentierte Wiedergabe eines Briefes (S. 28-29), den Hedwig Mauthner 1926 schrieb und in dem sie die angedrohte Zwangsversteigerung des Glaserhäusle beleuchtete. Andere, längere Beiträge sind bemüht ambitioniert, aber umständlich. So erfährt man in Udo Jansons Ausführungen (S. 8-27) wenig Neues über Mauthners sprachphilosophische und religionskritische Interessen, dafür aber den Namen der Magd, Katharina Weis, deren uneheleichen Kind Fritz Mauthner 1916 die Nottaufe gespendet hatte; und nicht nur dies; dass sie aus Mähring in der Oberpfalz stammte, später dort hin zurückkehrte, einen weitläufig Verwandten adoptierte und mit knapp 77 Jahren dort gestorben ist. Dieser Umständlichkeit korrespondiert ein gewisser umgangssprachlicher Ton, der gelegentlich komisch wirkt: „Seine [Fritz Mauthners] Eltern waren wie die Großeltern Juden und hatten sechs Kinder.“ (S. 9)

Wenig Neues bieten auch die Beiträge von Amina Boumaaz (S. 33-41) und Eveline Dargel (S. 42-64) über Harriet Straub, die sich zudem passagenweise überschneiden: Das biografische Interesse dominiert auch hier. Gerade für das literarische Werk der Harriet Straub wünschte